Thomas Bremer, *Ekklesiale Struktur und Ekklesiologie in der Serbischen Orthodoxen Kirche im 19. und 20. Jahrhundert*. Würzburg 1992 (= Das östliche Christentum Bd. 41).

In der Einleitung zu seiner Monographie schreibt der Verfasser, die serbische Kirche und ihre Theologie sei im Westen (hinzuzufügen wäre: insbesondere in Deutschland) wenig bekannt, sein Buch, so läßt sich zwischen den Zeilen lesen, soll ein Versuch sein, diese Lücke teilweise zu füllen. So gesehen, muß man das Thema des Buches, wie es der Titel formuliert, für vielversprechend halten. Es geht, dies läßt sich rasch feststellen, um die Kirchenverfassung der in Österreich-Ungarn gelegenen Karlowitzer Metropolie in ihrer Theorie und Praxis (vornehmlich im 19. Jahrhundert) sowie das Werk der beiden modernen serbischen "Kirchenväter" Nikolaj Velimirović und Justin Popović unter besonderer Berücksichtigung ihrer ekklesiologischen Aussagen nebst dem ihrer wichtigsten mittel- und unmittelbaren Schüler. Es ist dies der Versuch, zwei höchstens bedingt miteinander vergleichbare Dinge einander gegenüberzustellen: Ein kirchen- und institutionsgeschichtliches Thema mit starker Verbindung zur Profangeschichte und ein theologiegeschichtlich-systematisches. Für den ersten Teil hätte es eines Historikers bedurft, der Verfasser erweist sich als mit historischer Methodik und Fragestellungen weitgehend unvertrauter Theologe. Er übersieht, daß Karlowitz in vielfacher Hinsicht ein Sonderfall war. Die Bedeutung der "sabori" ging weit über den kirchlichen Sektor hinaus, da die serbische Kirche in der Donaumonarchie wir auch im Osmanischen Reich zum Teil Staatsersatz war, woher auch die besondere Rolle der Laien rührt. Sinnvoller wäre es deshalb gewesen, Karlowitz mit der Kirche im wiedererstandenen serbischen Staat zu vergleichen.

Aber auch bei den theologischen Aussagen sind Mängel festzustellen. Allgemein operiert er mit ungenauen und wenig spezifizierten Begriffen. Was ist z. B. die im 19. Jahrhundert laut Bremer vorherrschende "traditionelle orthodoxe Theologie"? Inwieweit und vor allem wie (im Unterschied zur katholischen Kirche, auch wenn Bremer hier keine Unterschiede sehen will) wird die orthodoxe Kirche vom Amtsträger her definiert? So wirft er (S. 218) Justin Popović die Vernachlässigung der hierarchischen Strukturen vor, weil er ihnen in seiner Dogmatik nur vier von 700 Seiten gewidmet hat. Man vermißt in dieser Sache auch eine Auseinandersetzung mit orthodoxen Theologen des 20. Jahrhunderts. Dies gilt noch mehr für den zweiten Teil, wo die ekklesiologischen Auffassungen Nikolaj Velimirovićs, Justin Popovićs, Atanasije Jevtićs, Amfilohije Radovićs und Irinej Bulovićs weitgehend isoliert von

der gesamtorthodoxen Tradition und Situation referiert werden. Der Blick ins Literaturverzeichnis bestätigt dies: Namen wie Ziziulas, Yannaras, Afanas'ev fehlen oder werden nur kurz in einer Fußnote erwähnt. Vergebens sucht man nach der 1962 erschienenen Arbeit von Reinhard Slenczka, Ostkirche und Ökumene (von der der Verfasser in vielerlei Hinsicht hätte lernen können). Vieles angeblich typisch Serbische ist allgemeinorthodox, so wie vieles, was als typisch für Nikolaj Velimirović dargestellt wird, allgemeinserbisch ist.

Man muß sich generell fragen, ob Velimirović, der eher Philosoph und Seelsorger denn Theologe war, mit Justin Popović und seinen Schülern unter ekklesiologischen Aspekten verglichen werden kann. Bremer stellt selbst fest (S. 160): "Velimirović hatte gar nicht die Absicht, einen eigenen ekklesiologischen Ansatz zu schaffen". Er ist eine Gestalt der serbischen Geistesgeschichte, während Popović panorthodoxe Bedeutung gewonnen hat. Diese liegt nicht zuletzt darin, daß er nach der seit dem 18. Jahrhundert erfolgten Akademisierung der orthodoxen Theologie sie als einer der ersten wieder direkt mit ihren patristischen Quellen verbunden hat. Daher auch sein von Bremer mit Verwunderung konstatierter Verzicht auf die Dokumentierung seiner Lesefrüchte durch Fußnoten und sein ständiger Bezug auf Kirchenväter und biblische Quellen. Bremers Behauptung (S. 241), Karmiris sei einer der wenigen nichtserbischen Autoren, die Popović ausdrücklich zitieren und als Autorität anführen, weist eklatant auf seine mangelnde Vertrautheit mit der zeitgenössischen orthodoxen Theologie hin. Es gibt in Griechenland jüngere Theologen als den zu Beginn unseres Jahrhunderts geborenen und vor einigen Jahren verstorbenen Ioannis Karmiris, die sich auf Popović berufen, aber nicht nur dort.

Bremers Tendenz zu einfachen, holzschnittartigen Darstellungen werden einer differenzierten Darstellungsweise wenig gerecht. Beispielhaft sei hier seine Meinung (S. 74) genannt, daß der Gottesdienst nicht reformiert wurde, weil dadurch die orthodoxe Identität der Serben in Ungarn gefährdet worden wäre, die (von ihm zweifellos richtig beobachtete) Übernahme westlicher Formen von Kirchenverwaltung sei dagegen ungefährlich gewesen. Die Bemerkung, der "Gottesdienst sei ein Tabu" gewesen, zeugt von völliger Unkenntnis des orthodoxen Verhältnisses zu Liturgie und Kultus. Wer die Notwendigkeit einer liturgischen Reform erwähnt, um "eine größere Beteiligung der Gläubigen" zu erwirken, offenbart damit sowohl seinen Mangel an praktischen Erfahrungen mit dem liturgischen Leben der orthodoxen Kirche wie auch ein Fehlen an Verständnis für das liturgische Erleben durch die Gläubigen. Die Intervention der Synode der serbischen Kirche 1987 gegen

die in der in Šabac erscheinenden Zeitschrift "Glas Crkve" erhobenen Forderung nach der Kanonisierung Velimirovićs (S. 112, Anm. 1) erfolgte aus Gründen politischer Rücksichtnahme. Der triumphale Empfang, den die gesamte serbische Kirche 1991 den Gebeinen des in den USA verstorbenen Bischofs bei der Rückkehr in die Heimat bereitete, spricht jedoch für sich. Der oberflächlichen Aktualisierung der konfessionellen Unterschiede für die Erklärung unterschiedlicher politischer und wirtschaftlicher Konzepte im zerfallenen Jugoslawien kann der Rezensent nicht zustimmen: Weder läßt sich ein Unterschied zwischen den in Belgrad wie Zagreb herrschenden atavistischen Nationalismen feststellen noch die Wirtschaftspolitik des Milošević-Regimes mit der Orthodoxie in der Verbindung bringen (S. 130), im übrigen wartet man auch in Kroatien auf die Marktwirtschaft bislang vergebens.

Abgesehen von diesen inhaltlichen Einwänden enthält das Buch etliche Fehler meist historischer, aber auch theologischer Natur. Die serbische Kirche erhielt von Konstantinopel 1832 den Autonomiestatus, die Stufe vor der Autokephalie, nicht "eine gewisse Autonomie", wie Bremer (S. 15) schreibt. Unpräzise ist seine Feststellung "Montenegro [war] faktisch niemals türkischer Besitz", da es staatsrechtlich gesehen und zumindest bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts auch de facto dem Osmanischen Reich angehörte. Aufgrund der unzugänglichen Natur des Landes war die Pforte, bzw. der zuständige Pascha von Skutari jedoch nicht imstande, dort dauerhaft reale Macht auszuüben. Die Aussage, die montenegrinische Kirche sei de facto autokephal gewesen, ist falsch: Selbst eine sogenannte de facto-Autokephalie (was auch immer man sich darunter vorstellen soll) gab es nicht, da der Metropolit (andere Bischöfe gab es nicht) andernorts geweiht wurde, nach der Aufhebung des Patriarchats von Peć ließen sich die Metropoliten in Rußland weihen. S. 16, Anm. 8: Die Zahl derjenigen, die 1690 im Rahmen der "Großen Wanderung" in die österreichisch gehaltenen Gebiete flohen, ist nicht "umstritten", in den zeitgenössischen Quellen ist stets von 40.000 "Seelen", nie jedoch von "Familien" die Rede. Die Gespensterzahlen von mehreren hunderttausend gehören dem Reich der Legende an. Zu S. 17, Anm. 11: Belgrad gehörte nicht von 1726-1739, sondern von 1718-1739 zu Österreich, auch ist die Ausdrucksweise "konnte Belgrad halten" unangemessen, da das Osmanische Reich nach dem Krieg von 1716/18 im Frieden von Požarevac die Gebiete mit den orthodoxen Eparchien Belgrad-Syrmien, Valjevo, Vršac und Temesvar an Österreich abgetreten hatte. Der Bischof von Hermannstadt hieß Andrei, nicht Andreiu Şaguna (S. 33). Die Rumänen waren in der Türkenzeit nicht "relativ unabhängig von Konstantinopel" (S. 34), sondern

gehörten im Gegenteil zum direkten Jurisdiktionsbereich des Ökumenischen Patriarchats, sie waren also bis zur Aufhebung des Patriarchats von Peć weitaus weniger unabhängig als die Serben. Auf S. 67 findet sich eine weitere staatsrechtliche Ungenauigkeit: Nicht der Kaiser (von Österreich), sondern der König (von Ungarn) hatte die Wahl des Patriarchen zu bestätigen, es spielt dabei keine Rolle, daß Kaiser und König dieselbe Person waren. S. 76, Anm. 1: Nikodim Milaš trug den Titel eines Bischofs von Dalmatien, nicht von Zadar, auch wenn sich dort sein Sitz befand. S. 80, Anm. 21: Da es für eine Bischofsweihe stets zweier Bischöfe bedarf, ist nicht klar, wie der von Patriarch Andjelić geweihte Belgrader Metropolit sich (allein?) eine "eigene Hierarchie" weihen konnte. S. 109, Anm. 12: Der Bischof betritt während der Liturgie bereits beim Kleinen Einzug, nicht erst während des cherubinischen Hymnus, den Altarraum. S. 113, Anm. 5: Da der julianische Kalender dem gregorianischen im 19. Jahrhundert 12, nicht wie im 20. 13 Tage hinterherhinkt, ist der Geburtstag Nikolaj Velimirovićs nach neuem Stil der 4., nicht der 5. Januar 1881. S. 114: Ohrid liegt in West-, nicht in Südmakedonien. S. 122, Anm. 42 muß es heißen θεόδουλος, nicht θεοδούλος. S. 209, Anm. 164 wird der russische Theologe G. Florensky erwähnt, wobei es sich um ein Phantom handelt. Meint Biemer hier G. (Georgij) Florovskij (man sollte generell die wissenschaftliche Transliteration benutzen), was anzunehmen ist, oder P. (Pavel) Florenskij? S. 237 ist die Rede von der Athener Theologischen Akademie, obwohl es um die Theologische Fakultät der Universität Athen geht. S. 210, Anm. 164: Der Name des Bischofs vom Berg Libanon lautet Georges Khodr, nicht Georgios Khodre. In der Bibliographie (S. 287) lautet der Familienname des Bischofs Stefan von Dalmatien Doca, obwohl es Boca heißen müßte. Eigenartig ist es, die serbischen Bischöfe meist nur mit ihrem Familiennamen anzuführen, in der Karlowitzer Metropolie wurden sie mit Vor- und Familiennamen genannt, während bei den Bischöfen in Serbien wie auch in anderen orthodoxen Kirchen zumeist nur der Vorname genannt wurde.

Zu guter Letzt soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Arbeit eine gründliche stilistische Überarbeitung von Nutzen gewesen wäre. Der Gebrauch falscher Präpositionen, ungenauer Formulierungen, ja sogar einige grammatische Lapsus (Konjunktiv) sind mehr als daß sie als Versehen angesehen werden können. Auch unnütze Wiederholungen hätten sich vermeiden lassen. Ein weiterer Nachteil ist das Fehlen eines Index. So muß man abschließend feststellen, daß die vorliegende Monographie wenig mehr als eine referierende Fleiß- und Übersetzungsarbeit darstellt, die nur wenige der Erwartungen, die Buchtitel und Vorwort wecken, erfüllt. Nicht unterdrücken läßt sich auch

die Frage, wie der Doktorvater, der immerhin einen Lehrstuhl für Geschichte und Theologie der östlichen Kirchen innehat, sowohl die thematisch-methodischen Aporien als auch die Fehler, die man zumindest für die Drucklegung hätte ausmerzen können, übersehen konnte.

Völlig befremdend wirkt gegen Ende im "Versuch einer Wertung" die Erwähnung, daß als Prinzip einer Wertung die Feststellung des II. Vatikanums zu dienen habe, wonach die verschiedenen Patriarchatskirchen sich "eines eigenen theologischen und geistigen Erbes erfreuen" und jeder orthodoxe theologische Ansatz zunächst als legitimer Ausdruck einer solchen Tradition zu betrachten sei (S. 250). Gewiß war dies zur damaligen Zeit für die katholische Theologie eine bahnbrechende Erkenntnis. Wer jedoch Anno 1992 derartige Selbstverständlichkeiten immer noch für erwähnenswert hält, hinterläßt am Ende einer Arbeit mit wissenschaftlichem Anspruch einen schalen Nachgeschmack.

EKKEHARD KRAFT

Labyrinth of Nationalism, Complexities of Diplomacy. Essays in Honor of Charles and Barbara Jelavich, edited by Richard Frucht, Slavica Publishers, Columbus, Ohio 1992, 377pp

It is only natural that anyone who has ventured into the field of modern Eastern European studies should be aware of the landmarks bearing the Jelaviches' masterly approach. What many of those who had only indirectly benefited from the distinguished couple's ground breaking performance may not be fully conscious of their rare academic qualities as "mentors who opened the field to young graduate students eager to follow in the path they had set". The present volume bears out this view of its editor, its contents being the contribution of no less than seventeen scholars, all of whom were introduced into their special field of research under the guidance of Charles and Barbara Jelavich; all but one hold a doctoral degree from Indiana University, the institution which the Jelaviches honoured for more than three decades. The result both reveals the latter's stimulating impact upon the study of Central and Southeastern Europe in the United States and beyond, and rewards the reader with the wide-ranging tastes of its contributors.

Charles' own and Barbara Jelavich's more prolific scientific profile as well as the couple's joint uundertakings are reviewed in the volume's first